

Bildgewaltig erzählt Mia Couto von den Narben, die die Kolonialherrschaft in Ostafrika hinterlassen hat, und erschafft einen monumentalen Roman über Macht, Sprache und Erinnerung. Mich fasziniert, wie dieser Roman die grossen historischen Umwälzungen in eine intime, fast mythische Erzählung verwandelt. Der Überfall am Rovuma und der Schatten des Maji-Maji-Aufstands sind nicht nur historische Eckdaten, sie werden zur Kulisse für ein Land, dessen Sprache, Erinnerung und Würde Stück für Stück ausgehöhlt werden. Nataniel und sein Bruder stehen mitten in diesem Sog: als afrikanische Hilfssoldaten sind sie zugleich Teil der Kolonialmaschinerie und Opfer ihrer Logik. Ihre Versuche, zwischen fremden Mächten zu navigieren, sind von einer bitteren Ironie durchzogen. Loyalität wird zur Falle, Überleben zur täglichen Rechnung. Die seltsame Verflüchtigung der Buchstaben ist ein Bild, das lange nachklingt. Wenn Worte aus Berichten und Karten verschwinden, verliert die Kolonialisierung nicht nur Territorium, sondern auch die Fähigkeit, Geschichten zu erzählen und sich selbst zu erinnern. Sprache wird hier zur Waffe und zur Verwundung zugleich. Besonders berührt, wie der Roman Erinnerung und Erfindung ineinander fallen lässt, wie Mythen die Lücken füllen, die die Gewalt gerissen hat. Es ist kein einfacher Rückblick, sondern ein Versuch, die Narben sichtbar zu machen und die Stimmen zu hören, die in offiziellen Chroniken kaum vorkommen. Wer sich auf diese Erzählung einlässt, erlebt ein grosses, melancholisches Epos über Macht, Verlust und die unerschütterliche Notwendigkeit, Namen und Geschichten zurückzufordern.

Mia Couto, Der blinde Fluss, Unionsverlag, 09.07.2026, 256 Seiten, Fr. 34.90